

NIEMAND WIE ER

Jesus von Nazareth: Stürmischer Anfang in Galiläa

Forum der Jesuiten – St. Michael – Montag, 27.9.10 – P. Karl Kern SJ

Einleitung

Ich möchte Ihnen heute Abend die Anfänge Jesu in Galiläa vorstellen: Hauptquellen sind dabei das älteste, das Markusevangelium und eine frühe Spruchsammlung, vermutlich aus den 40er Jahren, die Quelle Q. Die Evangelisten Matthäus und Lukas bauten diese Sammlung in ihre Werke ein. Heutige Forscher haben sie als älteste Ganzschrift aus diesen Evangelien herauspräpariert. Viele, nicht alle Exegeten folgen dieser Rekonstruktion.

Ich blicke auf die Anfänge Jesu in sozialgeschichtlicher Perspektive, das heißt: Jesus wird als Glied der damaligen Gesellschaft gesehen. Er steht in Auseinandersetzung mit den politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Strömungen seiner Zeit. Die gesellschaftliche Einbettung Jesu wird in den Blick genommen, um gerade so sein individuelles Profil herauszuarbeiten.

Der galiläische Jesus in seiner Zeit – Ein erster Überblick

Die Heimat Jesu war ein Vasallenstaat Roms unter starkem Steuerdruck, beherrscht von der herodianischen Dynastie. Eine schmale Oberschicht profitierte vom Reichtum des Landes, von der wachsenden globalen Marktwirtschaft. Die Mittelschicht suchte sich entweder zu arrangieren oder ging in den Widerstand oder die innere Emigration. Sie war im herrschenden System dauernd vom sozialen Abstieg bedroht. Den weitaus größten Teil der Sozialpyramide bildete die Unterschicht. Die Masse der kleinen Leute lebte arm, bitter arm und war durch religiöse Ausgrenzung zusätzlich gebrandmarkt.

Die zentrale politische Frage lautete: Wem gehört das Land? Gott und seinem Volk oder – das war die römische Version – dem römischen Senat? Als Reaktion auf diese zentrale Frage hatten sich verschiedene Gruppierungen gebildet: die Sadduzäer, die reiche Oberschicht, die sich mit dem Römern arrangierten und für Ruhe und Ordnung eintraten; die Pharisäer, eine Mittelschichtgruppierung, die als fromme Reinheitsspezialisten des Alltags in die innere Opposition gingen; die Essener, die buchstäblich eine Gegenwelt zu Tempel und Staat lebten und schließlich die Zeloten, die den bewaffneten Widerstand propagierten. Für alle Gruppen war der Tempel als Symbol Israels der Bezugspunkt.

Jesus hat sich keiner dieser formierten Gruppen angeschlossen. Er „flog“ auf eine Außenseitergestalt, Johannes den Täufer. Das war vermutlich kein Zufall. Der Ruf des Johannes hatte sich weithin verbreitet. Vielleicht wollte Jesus ursprünglich eine Wallfahrt nach Jerusalem machen. Beeindruckt von der Predigt des Täufers, hat er seinen Plan geändert und blieb nahe der Jordanmündung in der Nähe von Jericho am Rand der Wüste. Die radikale ethische Umkehr, besiegelt durch den Ein-

tauchritus, schien ihm passender und wirkungsvoller als der Tempelkult. Offenbar hat ihn die religiöse Ausstrahlungskraft des Täufers fasziniert.

Bezeichnend ist, dass sich Jesus nicht den Gruppierungen anschließt, die den ideologischen oder bewaffneten Kampf gegen die Römerherrschaft auf ihre Fahne geschrieben hatten. Er wählt den Propheten, der die Wende und die wirkliche Veränderung der Verhältnisse ganz von Gott erwartet und vom Einzelnen eine Entscheidung verlangt.

Vermutlich war Jesus eine Zeitlang der Juniorpartner des Täufers. Er schwärmte noch von ihm, als er sich längst vom ihm getrennt hatte. Ihm wurde nach einer gewissen Lehrzeit ein eigenes visionäres Durchbruchserlebnis zuteil: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Der Satan ist gestürzt, der Himmelskampf entschieden. „Das Reich Gottes ist da. Es ist zum Greifen nah. Das damit verbundene „Kehrt um!“ – metanoieite - wäre wohl sachgemäßer mit „Denkt größer von Gott! Denkt weiter“ zu übersetzen. Das ist seine neue Botschaft.

Die Zeitenwende, die Johannes als Strafgericht erwartete, ist jetzt ganz anders da. Jesus sieht sich nach seinem Schlüsselerlebnis als den neuen Adam: Er darf die erneuerte paradiesische Freiheit leben und unter seinem Volk verbreiten.

Als Jesus nach Galiläa zurückkehrt, ist er ein anderer Mensch und knüpft doch an seine alten Wurzeln an- Er wohnt nicht mehr in seinem Heimatdorf Nazaret, eine den geographischen Verhältnissen geschickt angepasste Hangsiedlung. Straßen, die für den Binnen- oder den Fernverkehr wichtig waren, liefen an dem „Nest“ vorbei. Die Schätzungen der Einwohnerzahl schwanken zwischen 50 und 400. Man lebte in Großfamilien auf engstem Raum. Über die Familie Jesu wissen wir wenig bis nichts – außer den Namen. Vater, Mutter und die Brüder tragen jüdische Namen aus der Tradition des Auszugs aus Ägypten und der Welt der Stammväter. Jesus wächst offenbar in einer traditionell jüdisch geprägten Familie auf. Das 12-Stämme-Volk Israel stand ihm in den Familiennamen ständig vor Augen; vielleicht gab es sogar in der Familie das Bewusstsein, aus dem Davidsgeschlecht zu stammen.

Die Menschen wohnten in Höhlen, die oft mit einem Vorbau und Vorratsnischen versehen waren. Jesus wird in den Quellen „tekton“, Bauhandwerker, genannt. Im holzarmen Galiläa hat das Bauwesen vor allem mit Steinarbeit zu tun. Normalerweise übernahm der Sohn den Beruf des Vaters. Offenbar besaß Josef nicht genügend Land, um eine Familie ernähren zu können. Als Bauhandwerker gab es in Nazaret zu wenig Arbeit. Jesus wird wohl mit Josef auf der Wanderschaft, „auf Montage“ gewesen sein, um – vermutlich als Tagelöhner – sein Geld zu verdienen. Da „Jesus“ (von Joshua herkommend, dt. „Gott hilft, rettet“) ein häufiger Vorname war, trug er den Beinamen „Nazarener“. So war er außerhalb des Dorfes kenntlich.

Jesus scheidet nach seinem Schlüsselerlebnis aus dem gewohnten Leben als Bauhandwerker aus. Aber: Er bleibt unter den kleinen Leuten und auf Wanderschaft wie schon in seinem Beruf. Er meidet die Residenzstädte. Jetzt geschehen unter seinen Händen ganz andere Dinge. Menschen fühlen

sich von Dämonen befreit. Das erregt Aufsehen und spaltet die Meinungen über ihn: Seine Familie hält ihn schlichtweg für verrückt bzw. für besessen und will ihn aus dem Verkehr ziehen (vgl. Mk 3,21). Andere dagegen schließen sich ihm an und teilen sein unstetes Wanderleben, um mit ihm bereits im Kraftfeld des Neuen zu leben.

Die galiläische Landbevölkerung scheint eher gleichgültig bis ablehnend reagiert zu haben. Das ist verwunderlich. Hätte doch die Vision von der angekommenen Gottesherrschaft eine sympathische und befreiende Botschaft sein können, gerade im Blick auf die Landthematik: Gott stellt die zwölf Stämme Israels wieder her und lässt sie in seinem Land leben, Gott schafft den Urzustand neu ohne Pacht und ohne fremde Herrscher.

Aber: Das Verhalten Jesu provozierte Fragen, Zweifel und Argwohn. Dass er gegen den Landesherrn Antipas stichelte, das genoss man. Aber dass er sich ausgerechnet mit Zöllnern, mit diesen Blutsaugern und Kollaborateuren einlassen musste? Er feierte Feste unter freiem Himmel, die offenbar beeindruckten. Mitreißend muss er schon gewesen sein: durch seine frische, unkonventionelle Art, seine Lebensfreude, seine Kraft der Zuwendung, seine Gottesergriffenheit. Aber dass er überhaupt nicht mehr arbeitete, keinen Finger rührte und den Pflichten gegenüber seinen Eltern und seinem Clan nicht mehr nachkam, das ging gegen die guten Sitten.

Die Botschaft von der Restituierung der zwölf Stämme Israels war willkommen, aber mussten unbedingt auch die Samaritaner dabei sein (Lk 10.30-35)? Dass Jesus die Herrschaft Gottes schon Platz greifen sah, klang verheißungsvoll, aber warum kein Ton gegen die verhassten Römer?

(Und wenn Jesus schon einmal eine von der wirtschaftlichen Situation besonders betroffene Gruppe ins Visier nahm wie die Tagelöhner im Gleichnis von den Weinbergarbeitern (Mt 20,1-16), warum sollten ausgerechnet wieder die kleinen Leute ihre Einstellung ändern? Vom veränderten Verhalten der Großgrundbesitzer, von dem Jesus in dieser Geschichte erzählte, war in der wirklichen Welt nichts zu spüren.)

Jesu ganzes Verhalten war von der Vision der schon begonnenen Gottesherrschaft regelrecht durchdrungen, das ist keine Frage. „Die Königsherrschaft Gottes ist zum Greifen nah“, das blieb seine Grundbotschaft. Alles, was er tat oder sagte, ist Ausdruck seines Bewusstseins vom nahen Gott. Er ging von bereits veränderten Verhältnissen aus und riss einige junge Aussteiger mit. Doch! War das neue Kleid nicht mehr aus Träumen und Illusionen gewoben? War es ein Kleid für den Alltag und auf Dauer oder doch bloß ein Kleid für einen kurzen Auftritt, bis einen das normale Leben wieder einholte?

Wie groß die Wirkung war, die in Galiläa von Jesus ausging, ist schwer zu sagen. Anders als beim Täufer kam es trotz seiner gelegentlich frechen Töne gegen Antipas nicht zu einem offenen Konflikt. Jesu Worte vermieden politische Obertöne. Andererseits spiegelte sein sozialer Umgang keineswegs die Optionen der einfachen Landbevölkerung. Er wurde ambivalent beurteilt. Aufmerksamkeit erregte sein Verhalten. Es waren weniger seine Worte. Er trat nicht als der klassische Pro-

phet mit einer Wortbotschaft auf. Man sprach von ihm vor allem wegen seiner Exorzismen und seiner Mähler. Die provozierten Vorwürfe. Jesus reagierte darauf mit weisheitlichen Sprüchen und Gleichnissen, durch die er sein Verhalten verständlich zu machen suchte.

In einen wirklich politischen Konflikt, der dann mit seinem Tod endet, gerät Jesus erst, als er in Jerusalem tatsächlich als Unheilsprophet auffällig wird. Hat die „Wallfahrt“, die beim Täufer endete, seinem Leben eine völlig neue Richtung gegeben, so hat die Wallfahrt, die ihr Ziel in Jerusalem erreichte, ihm das Leben gekostet. Diesen letzten Lebensabschnitt werden wir am zweiten Abend bedenken. Heute beleuchten wir exemplarisch einige Konflikte in Galiläa.

Die Dämonen weichen – der Vorwurf gegen Jesus

Wie genau sich das Wirken Jesu in Galiläa gestaltet, ist aufgrund des Quellenmaterials nicht mehr genau zu klären. Aber wir können einige Brennpunkte beleuchten, u.a. die Dämonenaustreibungen. Denn es findet sich in den beiden ältesten Überlieferungssträngen, dem Mk-Evangelium und der Spruchquelle der gleiche und nahezu gleich formulierte Vorwurf, der sog. Beelzebulvorwurf:

„Im Herrscher der Dämonen wirft er die Dämonen hinaus. (Mk 3,22).

In Beelzebul, dem Herrscher der Dämonen, wirft er die Dämonen hinaus. (Q, 11,15).“

Es ist dies ein so schwerwiegender Vorwurf, dass er kaum von den nachösterlichen, christlichen Gemeinen erfunden sein kann. Gleichzeitig aber ist er so eng mit der Person Jesu verbunden, dass es sich die christliche Überlieferung offensichtlich auch nicht leisten konnte, diesen Vorwurf zu übergehen. Wie dachte man zur damaligen Zeit in Palästina über Dämonen?

Die volkstümliche Dämonenvorstellung

Sehr deutlich wird die damalige Dämonenvorstellung an einem anderen Text des NT (Q); hier wird der Dämon als unreiner Geist bezeichnet:

„Ein unreiner Geist, der einen Menschen verlassen hat, wandert durch die Wüste und sucht einen Ort, wo er bleiben kann. Wenn er keinen findet, sagt er: Ich will in mein Haus zurückkehren, das ich verlassen habe. Und wenn er es bei seiner Rückkehr sauber und geschmückt antrifft, dann holt er sieben andere Geister, die noch übler sind als er selbst. Sie ziehen dort ein und lassen sich nieder. So wird es mit diesem Menschen noch schlimmer als vorher.“ (Q 11,24-26.)

Dämonen sind unreine Geister, die einen Menschen als ihr Haus betrachten und dieses besetzen: „parasitäre Hausbesetzer“ also. Sie sind regelrecht darauf angewiesen, einen Menschen mit einer funktionierenden Infrastruktur zu finden, die ihnen zum Gebrauch bzw. Missbrauch offen steht. Und wie der Text sagt, verhalten sie sich untereinander auch noch solidarisch: wo ein Haus frei ist, gründen sie „Wohngemeinschaften“. Die „Türen“, durch die sie in das „Haus“ eindringen können, sind im Volksglauben die Öffnungen des Körpers: Mund, Nase, Ohren. Nasen- und Ohringe dürften deshalb ursprünglich ein Schutz gegen Dämonen gewesen sein. Wenn Dämonen erst einmal in das Haus eingezogen sind, dann übernehmen sie die Herrschaft und stellen buchstäblich alles auf den

Kopf: Die Symptome reichen von Fieber bis zur Epilepsie. Der Volksmund spricht von „Besessenheit“.

Allerdings ist zu bedenken, dass der Hausbesitzer nur dann von Dämonen heimgesucht wird, wenn er dafür in gewisser Weise offen ist. Die Dämonen sind also das Fremde, dem gegenüber sich der Mensch öffnet, und allzu viel Offenheit gegenüber dem Fremden bringt Verderben, so sagt es zumindest der volkstümliche Dämonenglaube. Das Fremde begann direkt außerhalb des eigenen Siedlungsbereichs, in der Wüste. Auch in unserer Geschichte ist der Ort der Dämonen die lebensfeindliche Wüste. Wer die Schwelle zum fremden Gebiet überschreitet, begibt sich in Gefahr. Die fremde Macht kann aber auch mit politisch oder kulturell überlegenen Völkern in Verbindung gebracht werden. Kein Wunder, dass die Dämonen oft die Sprache der jeweiligen Besatzungsmacht sprechen, wie etwa der Besessene von Gerasa: der Name des Dämons ist „Legion“, d.h. die römische Militäreinheit.

Ein Besessener kann aber gerettet werden, auch wenn er mit einer fremden Macht unter einem Dach lebt: durch Exorzisten. Exorzisten sind quasi die Vermittler zwischen der fremden und der eigenen Welt, sie vertreiben die Hausbesitzer und können so das verlorene Territorium zurückerobern. Mittel dazu sind Beschwörungsformeln, Zaubersprüche, mit denen dem Dämon das Versprechen abgenommen wird, das menschliche Haus zu verlassen und nicht wieder zurückzukehren. Ein Exorzismus geht folgendermaßen vor sich: Der Exorzist ruft zu seiner Unterstützung besonders wirkkräftige Götter herbei, genauer: Die Kraft dieser Götter soll in ihn hinein- und dann wieder aus ihm herausströmen, um den Dämon zu vertreiben. Vordergründig stehen sich Exorzist und Besessener/Kranker gegenüber. Die entscheidenden Mächte aber, die gegeneinander kämpfen, sind unsichtbar: Es ist der Dämon, der im Kranken sitzt, und auf der anderen Seite sind es die Götter, die Mächte, vor denen der Dämon weichen muss. Auch von Jesus wird erzählt, dass er sich mit göttlicher Kraft „aufpumpt“ (Mk 7,34: „Aufblicken in den Himmel“, „Seufzen“).

Die Bedeutung des Vorwurfs

Dies ist der Hintergrund, vor dem die Exorzismen Jesu und der Vorwurf gegen ihn zu verstehen sind: Es bedeutet, dass sich Jesus als Exorzist des Beelzebul, d.h. des Anführers der Dämonen bedient, um die Dämonen auszutreiben. An anderer Stelle wird Jesus selbst als von Beelzebul besessen beschrieben (Mk 3,21f); das kann aber auch heißen, dass er sich eben mit der Kraft dieses Beelzebul vollgesaugt hat und er ihn nun „in sich“ hat. D.h.: Jesus hat in den Augen seiner Zeitgenossen erfolgreich Dämonenaustreibungen durchgeführt. Das Problem an der Sache ist, welcher Macht sich Jesus bedient hat, um dies zu tun. Der Vorwurf lautet: Beelzebul ist diese Macht.

Der Name Beelzebul deutet auf den Gott Baal (2Kön 1,2: Stadtgott „Beelzebub“ Verballhornung zu „Herr der Fliegen“?) hin. Wenn also behauptet wird, dass Jesus in Beelzebul, dem Herrscher der Dämonen, exorzisiert, so bedeutet dies: Jesus treibt mit der Kraft eines *fremden Gottes* Dämonen

aus. Das ist praktizierte Häresie, Glaubensabfall. Er verbündet sich mit einem fremden Gott und stellt sich außerhalb der eigenen Glaubens- und Volksgemeinschaft. Es ist nicht der exorzistische Erfolg Jesu, der das Problem darstellt, vielmehr bringt ihn die göttliche Institution, in deren Namen er die Dämonen angeblich austreibt, in Verruf.

Die Autoritäten in den galiläischen Kommunen sprechen ein negatives Urteil über Jesus. Sie sagen, dass er sich mit seinen magischen Praktiken nicht auf dem von ihnen definierten erlaubten Feld bewegt. Seine erfolgreichen Exorzismen werden von ihnen nicht als in der jüdischen Tradition stehend anerkannt. So wird Jesus, der Exorzist, zum Ausgestoßenen. Die Botschaft ist klar: „Mit dir wollen wir nichts zu tun haben. Du störst uns, wir wollen nicht, dass sich jemand an dir orientiert.“

Der Beelzebul-Vorwurf heißt für die Dorfbewohner: „Tut Euch nicht mit dem zusammen, grenzt euch von ihm ab! Er verhält sich nicht nach unseren Regeln! Schließt ihn aus der Gemeinschaft aus!“ Jesus geht es damit wie denen, auf die er zugeht und die er zu integrieren versucht: Er wird selbst zum Outsider. Besser: Seine Attraktivität für Heilungssuchende wird mit dem Etikett „mit Beelzebul treibt er Dämonen aus“ massiv eingeschränkt. Dass Jesus das nicht einfach auf sich sitzen ließ, ist klar. Wie hat er sich verteidigt? Und hatte er damit Erfolg?

Jesu Verteidigung gegen den Beelzebul-Vorwurf

Genauso wie der Beelzebul-Vorwurf selbst werden auch die entsprechenden Gegenargumente sowohl vom Markusevangelium als auch von der Spruchquelle in leicht unterschiedlichen Versionen im Rahmen des Beelzebul-Streitgesprächs (Mk 3,22-30; Q 11,15-23) überliefert

Typisch für diese diversen Sprüche ist, dass sie ausgesprochen niederschwellig argumentieren.

Nichts ist zu spüren von der späteren christologischen Sicherheit, dass mit dem Auftreten Jesu das Ende der Dämonenherrschaft gekommen sei (vgl. Mk 1,24). Für sich betrachtet bringen sie geradezu banale Alltagserfahrungen zu Wort. Sobald sie jedoch auf den Beelzebul-Vorwurf bezogen werden, gewinnen sie ihre Brisanz und argumentative Kraft.

Die Sprüche von der Königsherrschaft und vom Haus (Mk 3,24f.)

Beginnen wir mit den Sprüchen von der Königsherrschaft und vom Haus. In Mk 3,24f. werden sie in folgender Version überliefert:

„Und wenn eine Königsherrschaft gegen sich selbst geteilt ist,

kann jene Königsherrschaft nicht bestehen bleiben.

Und wenn ein Haus gegen sich selbst geteilt ist,

kann jenes Haus nicht bestehen bleiben.“

Hier wird die ganz einfache Erfahrung zur Sprache gebracht: Parteiungen und Grabenkämpfe gefährden den Bestand eines Haushalts, einer Großfamilie genauso gut wie sie eine Königsherrschaft auf Dauer in den Untergang reißen.

Daraus ergibt sich: Wenn Jesus mit Beelzebul, dem Herrn der dämonisch gedachten Unterweltsgötter, paktiert, um Dämonen auszutreiben, dann führt er einen Kampf im eigenen Haus bzw. im eigenen Herrschaftsbereich. Beelzebul würde sich mit besagtem Pakt sein eigenes Grab schaufeln, und die Herrschaft der Dämonen würde unwiderruflich verfallen. Aber wie jedermann leider sehen kann, gibt es noch immer viel zu viele Kranke. Das Dämonenreich besteht nach wie vor. Und es sieht nicht so aus, als stünde sein Untergang bevor. Die tägliche Erfahrung stellt den Vorwurf in Frage.

Wenn Jesu Kontrahenten seine beiden Sprüche so weiterdenken, hat er sein Ziel erreicht. Man mag das schelmisch nennen. Urchristliche Theologen hatten damit genauso ihre Schwierigkeiten wie heutige Exegeten. Zu Recht. Denn wie passt das zusammen? Auf der einen Seite ist Jesus davon überzeugt, dass Gott die Dämonenherrschaft längst gebrochen hat. Auf der anderen Seite spricht er so, als ob der fortdauernde Bestand des dämonischen Reiches ganz selbstverständlich sei und durch die Erfahrung auch noch bestätigt würde.

Ist das ein theologischer Selbstwiderspruch oder gar Ausdruck von Schizophrenie? Nein. Es handelt sich um kluge Argumentationstaktik in der Spur der Alltagsweisheit: Sie nutzt die Plausibilitäten, von denen die Gesprächspartner fraglos überzeugt sind (Bestand des dämonischen Reiches), um deren Ansicht über einen bestimmten Sachverhalt (Dämonenaustreibungen Jesu) so zu beleuchten, dass sie ihrer eigenen Überzeugung (Beelzebul-Vorwurf) nicht mehr ganz so sicher sind.

Gleiches Recht für alle: die Rückfrage Jesu (Q 11,19)

Das zweite Gegenargument wird nur in der Spruchquelle überliefert. Jesus stellt eine Gegenfrage:

*„Wenn ich in Beelzebul die Dämonen hinauswerfe,
eure Söhne, in wem werfen sie (die Dämonen) hinaus?“ (Q 11,19)*

Diesmal profitiert Jesus von der Interessenslage seiner Ankläger. Den gegen ihn gerichteten Vorwurf macht er zum Ausgangspunkt für einen gezielten Gegenangriff: Er nimmt die Praxis derjenigen Exorzisten ins Visier, die es offensichtlich auch auf der Gegenseite gibt: Als „eure Söhne“ werden sie umschrieben. Sind es vielleicht die Söhne von Dorfältesten und Autoritätspersonen, die ihn hier angehen? Wie dem auch sei, Jesus stellt eine scheinheilige Differenzierung bloß und fragt: Wenn ich in euren Augen Magie treibe, wie könnt ihr über eure Söhne, die doch das Gleiche tun wie ich, den Mantel der Religion decken? Wenn man, wie ihr behauptet, Beelzebul braucht, um Dämonen auszutreiben, dann trifft dieser Verdacht prinzipiell auch für eure Leute zu. Wenn aber eure Leute, wie ihr offensichtlich selbstverständlich annimmt, die Dämonen durch die Kraft des Gottes Israels austreiben, weil ja die Götter der Heiden nichtig sind (Ps 96,5), wie könnt ihr dann behaupten, dass ich mit Hilfe von Beelzebul zu dem gleichen Ergebnis komme? Dann würdet ihr ja auch Beelzebul als Gott anerkennen.

Das Bildwort vom Starken (Mk 3,27)

Die beiden besprochenen Logien hatten zum Ziel, den Beelzebul-Vorwurf *ad absurdum* zu führen. Die zwei folgenden sollen den Dämonenaustreibungen Jesu eine positive Deutung geben. Mk 3,27 lesen wir: „Niemand kann in das Haus des Starken hineingehen und seine Gefäße rauben,

wenn er nicht zuerst den Starken gebunden hat. Und dann wird er sein Haus ausrauben.“

Kaum will dieser Spruch einen guten Ratschlag für die erfolgreiche Plünderung des Hauses eines Mächtigen geben. Sein Ziel ist vielmehr, die Sichtweise all derer zu korrigieren, die wie gebannt allein auf die Beutestücke eines Plünderers – auf der Sachebene die gelungenen Exorzismen mit all den Geheilten - starren und darüber ganz vergessen, dass der „Raub der Gefäße“ ein Kinderspiel ist im Vergleich zu dem, was davor zu geschehen hat: die Bindung des „Starken“, eben des Hausherrn. Die merkwürdige Akzentuierung der Kausalkette in zwei Akten ist für die Entschlüsselung des Spruches wichtig. Denn sie legt die entscheidende Fährte: Jesus dachte und argumentierte in den Denkvorstellungen der Apokalyptik, die immer in zwei Stockwerken, Himmel und Erde, bzw in zwei Phasen denkt. Im Rahmen des in der Apokalyptik erwarteten endzeitlichen Himmelskampfes finden sich zwei zusammenhängende Akte, der eine im Himmel, der andere auf der Erde. Der erste Akt, der Kampf im Himmel gegen Satan (und sein Heer), ist der entscheidende. Der zweite Akt, die Niederlage der dämonischen Kräfte auf Erden, ist dadurch prädestiniert, der Vollzug lediglich eine Frage der Zeit. Denen, die mit Jesus dieses apokalyptische Wissen teilen, sagt der Spruch: Was ihr hier vor euren Augen in meinen Dämonenaustreibungen erlebt, ist der zweite Akt, die „Plünderung“ des Hausrats des Starken, eben der Dämonen. Deren Zeit ist bereits zu Ende gegangen, weil im Himmel die Würfel gefallen sind: Der Starke ist gebunden und besiegt.

Dieser Spruch fungiert als Verstärkung der Grundüberzeugung Jesu vom Sturz Satans - all denen gegenüber, die zwar den Beelzebul-Vorwurf keineswegs teilen, aber dennoch an der angeblich bereits angebrochenen Gottesherrschaft ihre Zweifel haben. Bei ihnen wirbt der Spruch für ein logisches Rückschlussverfahren: Startt nicht isoliert auf den zweiten Akt, die vor euren Augen gelingenden Dämonenaustreibungen, sondern nimmt sie als empirische Basis dafür, dass sie nur deshalb geschehen können, weil der erste Akt dafür die Grundlage geschaffen hat: Wenn die Dämonen nach und nach weichen, dann *muss* die große Wende bereits geschehen sein! Indem Jesus um den himmlischen Umschwung weiß, hat er offenbar teil an der Kraft des Stärkeren. Er ist der Stärkere.

Endlich Klartext: mit dem Finger Gottes (Q 11,20)

Klartext redet das letzte zu besprechende Logion, das wiederum nur von der Spruchquelle überliefert wird (Q 11,20). Im Anschluss an die provokative Frage von Q 11,19: „Wenn ich in Beelzebul die Dämonen hinauswerfe, eure Söhne, in wem werfen sie die Dämonen hinaus?“, hören wir hier so etwas wie die jesuanische Kontrastbehauptung:

„Wenn ich aber mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe,
ist die Königsherrschaft Gottes bereits zu euch gekommen.“

„Finger Gottes“ meint hier: ein Teil steht für das Ganze. Wie mit einem Spotlight wird die Machtfülle Gottes gezeigt, indem dessen Finger benannt wird. Das Logion Q 11,20 setzt neue Akzente: Mussten in den bisher besprochenen Logien die Hörer - zurückschließend - selbst die Kraft entdecken, mit der Jesus die Dämonen austreibt, so wird sie hier direkt beim Namen genannt. Auch das Resultat der Exorzismen wird mit dem entsprechenden theologischen Fachterminus definitiv festgehalten: Mit jedem Dämon, der ausgetrieben wird und damit seinen Machtbereich freigibt, wächst der Machtbereich der Gottesherrschaft auf Erden. Innerhalb dieses Prozesses schreibt sich Jesus eine Vermittlerrolle zu.

Zusammenschau

Die erfolgreichen Dämonenaustreibungen waren offenbar unbestritten. Das mussten auch die Gegner zugeben. Um ihm beizukommen, wird der Magievorwurf erhoben. Ihm wird Etikettenschwindel unterstellt, seine gute Absicht in Frage gestellt. Ihm wird mit einem gefährlichen Vorwurf die Legitimierung entzogen: Du treibst nicht, wie es für den anerkannten Raum der jüdischen Religion selbstverständlich ist, mit der Kraft unseres Gottes die Dämonen aus, sondern mit der Hilfe des Fremdgottes Beelzebul, des Herrschers über die Unterwelt.

Jesus seinerseits versucht nach allen Regeln der Alltagsweisheit, diesen Vorwurf *ad absurdum* zu führen. Ob er mit seinen Argumenten viele überzeugen konnte, wissen wir nicht. Wenn es ihm gelungen wäre, hätte es eigentlich einen Massenaufbruch in Galiläa geben müssen. Das ist so nicht geschehen. Es waren Einzelne, die ihm und seiner Sicht der Dinge gefolgt sind. Und auch sie hatten Überzeugungsarbeit nötig (vgl. Mk 3,27). Glauben sie Jesus, dürfen sie sich im Machtbereich der Gottesherrschaft wissen. Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Seitens der galiläischen Bevölkerung müssen sie mit der gleichen Stigmatisierung rechnen wie Jesus.

Der Kreis um Jesus – Nachfolgegeschichten

Die Nachfolgegeschichten des Mk-Evangeliums sind literarisch stilisiert. Jesus erscheint als Wanderprophet à la Elia und damit ist das an sich illegitime Verhalten der Nachfolge legitimiert. Wenn die ersten Jüngerinnen und Jünger ihren Beruf an den Nagel hängen und ihre Eltern verlassen, dann folgen sie - wie Elischa – einem prophetischen Ruf und damit letztlich einem von Gott selbst initiierten Befehl (1 Kön 19,16). Immerhin werden hier Grenzen überschritten, die sowohl religiös als auch gesellschaftlich begründet sind und deren Nichteinhaltung ernste Konsequenzen nach sich zieht (vgl. Magievorwurf!). Wenn aber die Elischa-Berufung quasi als Legitimationsfilter über die Jesusnachfolge gelegt wird, so erscheint diese als von Gott über Prophetenhand bzw. –mund verfügte

„berufliche Umorientierung“ (ein echter Fische wird zum Menschenfischer) bzw. als Austausch primärer Bindungen (von der leiblichen Familie zur Familie Gottes).

In der Spruchquelle Q ist ein Spruchpaar überliefert, das den Bruch mit der sozialen Vergangenheit thematisiert, allerdings ohne dass Jesus diesen Bruch legitimieren würde oder gar dazu aufruft.

*„Wer nicht hasst Vater oder Mutter,
kann nicht sein mein Jünger.
Wer nicht hasst Sohn oder Tochter,
kann nicht sein mein Schüler“ (Q 14,26)*

Dieses Spruchpaar führt nahe an die historische Situation heran. Es ist keine Aufforderung oder Werbung, sondern Jesus nennt eine harte Bedingung: Hass gegenüber den engsten Familienangehörigen. Im biblischen Kontext ist damit nicht die emotionale Bedeutung gemeint. Lieben bedeutet: fair miteinander umgehen, dem anderen zukommen lassen, was ihm zusteht – hassen heißt dagegen: Weder den Eltern noch den Kindern kommt das zu, was ihnen gemäß dem biblischen Gesellschaftsvertrag fairerweise zustünde. Unser Spruch thematisiert einen gesellschaftlichen Tabubruch. Der Eintritt in die „Schule“ Jesu bedeutet, eine neue Lebensform zu wählen, den Wanderradikalismus. Das heißt: Wie Jesus den eigenen Clan, Haus und Besitz – zumindest zeitweise - verlassen und mit dem Rabbi den Lebensstil eines Wanderpropheten zu teilen. Wer im Israel der damaligen Zeit lebte, weiß, was das bedeutet: die Kündigung des „Generationenvertrags“. Einerseits wird man aus der eigenen Pflicht den Eltern und der Kommune gegenüber befreit, andererseits ist man nicht mehr Teil des sozialen Netzes.

Es ist die Pflicht des Sohnes, den alten Eltern Kleidung und Essen zur Verfügung zu stellen sowie irgendwann für eine ehrenvolle Bestattung zu sorgen. Umgekehrt haben die Eltern so lange die Sorgfaltspflicht für ihre Kinder, bis diese verheiratet sind. Nun waren die Menschen zur Zeit Jesu, gerade die aus den unteren Schichten, die armen Bauern, Fischer oder Tagelöhner in einer enorm schwierigen wirtschaftlichen Lage: Zu einer besorgniserregenden Besitzkonzentration in den Händen weniger kam die Abhängigkeit von der Natur. Hungersnöte waren an der Tagesordnung. Außerdem lastete durch die römische Besatzungsmacht ein erheblicher Steuerdruck auf den Menschen. Für viele erschien der Ausbruch aus diesem Geflecht von Verpflichtungen durchaus verlockend oder gar die *ultima ratio*, ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben zu führen. In der Tat gab es unterschiedliche Möglichkeiten, aus den sozialen und ökonomischen Verpflichtungen auszusteigen: Es gab Bettler, Menschen, die nicht selten wie heutige Obdachlose vor den Herausforderungen des Lebens kapitulieren mussten, es gab die Widerstandskämpfer, die sich den „Terrorzellen“ der damaligen Zeit angeschlossen hatten, und es gab religiöse Aussteiger, u.a. durch einen Eintritt in die Gemeinde, wie sie vielleicht in Qumran am Toten Meer lebte.

Im orientalischen Milieu ist der Ausstieg aus dem sozialen Netz unwiderruflich. Ein solcher Schritt will gut überlegt sein. Die Nachfolgenden müssen – so sagen zB die Bildworte von Turmbau oder der Kriegsrüstung - die eigenen Ressourcen gut abschätzen und prüfen, ob die eigene Kraft tatsächlich reicht, auch auf Dauer. In anderen Gleichnissen hingegen findet man das glatte Gegenteil: Wer all das, was er bisher besessen hat, zugunsten eines „Schatzes“ oder einer „Perle“ aufgibt, gewinnt damit etwas, was alles andere überstrahlt; den Schatz des Gottesreiches.

Ehepaare

Erinnern sie sich nochmals an den Doppelspruch von vorhin: (Q 14,26 b) Die Brücken zu den Eltern und zu den Kindern. werden abgebrochen. Auffällig ist, dass in unserem Doppelspruch nicht davon die Rede ist, auch den Ehepartner zu verlassen. Angesprochen waren offenbar Verheiratete aus der mittleren Generation. - Erst Lukas thematisiert das Abstandnehmen von der eigenen Ehefrau im Zusammenhang mit der Nachfolge t (Lk 14,26). – Demnach geht es um die Entscheidung von Ehepaaren, aus dem Orts- und Familienverband herauszutreten und mit Jesus das Wanderradikalenleben zu teilen. Wenn sich einer Jesus anschließen will, dann zusammen mit seiner Frau. Wenn die Frau nicht mitgehen will, muss der Mann sich offenkundig mit ihr einigen.

Jesus mahnt in manchen seiner Sprüche zur Vorsicht, wenn man mit ihm ziehen will, andererseits hat er Ehepaare vor Augen. Bedenken wir beides zusammen, dann fällt auf verschiedenste Elemente in der Jesusüberlieferung neues Licht. Manche Texte entfalten unter diesen Voraussetzungen eigentlich erst ihren vollen Sinn.

Schauen wir auf den sogenannten Zwölferkreis. Die Zahl Zwölf steht für die zwölf Stämme Israels, die jeweils durch ihre Stammväter repräsentiert werden. Deshalb erscheinen in der Namensliste auch nur Männer. Für die Endzeit war die Wiederherstellung des Zwölfstämmevolkes verheißen. Zur Zeit Jesu gab es in der Realität nur zwei Stämme mit festem Siedlungsgebiet, nämlich Juda und Benjamin. Wenn die Symbolik von der Sammlung, der Wiederaufrichtung und dem Fortbestand des Gottesvolkes stimmig sein soll, dann müssen die Stammväter verheiratet sein - vor und nach ihrem Anschluss an Jesus. Wir müssen uns also - ganz auf der Linie von Q 14,26 - an der Seite der zwölf „Stammväter“ auch zwölf „Stammütter“ vorstellen.

Auf das Wort von der Ehescheidung kann aus dieser Perspektive neues Licht fallen. Im Judentum ist die Ehescheidung generell erlaubt, die Rechtsprechung tendiert allerdings eindeutig dahin, die Möglichkeiten einzuschränken (vgl. Dtn 24,1-4). Jesu Wort von der Ehescheidung ordnet sich dieser Tendenz ein, ist aber besonders harsch. In der vermutlich ältesten Version dürfte es gelautet haben:

*Jeder, der seine Frau entlässt, macht, dass mit ihr die Ehe gebrochen wird,
und jeder, der eine Entlassene heiratet, bricht die Ehe (Mt 5,32).*

Spätere christliche Gemeinden hatten ihre Mühe mit diesem Wort und bauten Ausnahmeklauseln ein. Liest man den Spruch aus der Situation der Entscheidung zum Wanderradikalendasein, entwickelt er eine neue Dynamik: Er wehrt allen Versuchen, aus einer misslichen Partnerschaft zu fliehen und das als Aufbruch in ein neues Leben auszugeben. Was das Eheversprechen angeht, bleibt auch innerhalb der Jesusgruppe die „alte Ordnung“ bestehen.

Mann und Frau bleiben aneinander gebunden. Das ist auch im Blick auf alleinstehende Frauen wichtig, die sich Jesus anschließen. Innerhalb der Gruppe könnten sich neue Liaisons anbahnen. In einer emotional aufgeheizten Endzeitstimmung ist leicht vorstellbar, dass auch das erotische Feuer entfacht wird. Damit dieses Feuer nicht ungezügelt um sich greift, richtet Jesus mit dem strikten Ehescheidungsverbot eine starke Sperre auf. Das ist klug und realistisch.

Auch das Wort vom begehrliehen Blick (Mt 5,28) könnte seinen ursprünglichen Haftpunkt in der Situation der Wanderradikalen haben. Immerhin leben hier Männer und Frauen auf ungewohnt engem Raum beieinander. Die Gefahr, dass sich neue Pärchen bilden, liegt auf der Hand. Aus dem Zusammenhang gelöst, kann der Satz „Jeder, der eine (Ehe)Frau anschaut, um sie zu begehren, hat schon mit ihr im Herzen die Ehe gebrochen“ befremdend wirken. Jesus redet hier von Ehefrauen, also von Frauen, die gebunden sind. Er redet auch nicht einfach vom aufkommenden sexuellen Begehren - das ist nur bedingt steuerbar - ,sondern von der bewussten Absicht, das Begehren in die Tat umzusetzen. Bezogen auf das enge Zusammenleben von Männern und Frauen als Wanderradikale, ist der Satz wiederum ein kluges und realistisches Warnsignal.

Aussendung der Jünger und Jüngerinnen

Auch auf die sogenannte Jüngeraussendung kann neues Licht fallen. Fest verankert ist in unserer Überlieferung, dass Jesus seine Jünger „zwei und zwei“ ausschickt (vgl. Mk 6,7; Lk 10,1). Natürlich denken wir sofort an zwei Männer. Es legt sich nahe, - zumindest auch - an die Aussendung von Ehepaaren zu denken. Ganz schwach werden diese missionierenden Ehepaare noch in der vorpaulinischen Mission sichtbar. Priska und Aquila (vgl. Apg 18,2; Röm 16,3f.) sowie Andronikus und Junia (vgl. Röm 16,7) sind dafür namhafte Beispiele. Petrus selbst war offensichtlich mit seiner bzw. einer Frau unterwegs auf Missionsreise. (vgl. 1 Kor 9,5).

Jesus und seine Begleiterinnen und Begleiter werden von der galiläischen Landbevölkerung ab- und ausgegrenzt - klar und unmissverständlich. Und je größer und stärker die Gruppe um Jesus wird, desto größer ist auch die Gefahr, dass die Vorurteile zu einer immer stärkeren Abschottung führen und die Fronten sich verhärten. Es wäre aber nicht Jesus, würde er nicht auch in dieser Situation eine entsprechende Gegenstrategie entwickeln. Er nutzt die Ressourcen einer immer größer werdenden Gruppe, die mit ihm sein Wanderradikalendasein teilt, um den Verhärtungen entgegenzuwirken und um seine Grundüberzeugung, dass die Gottesherrschaft unwiderruflich begonnen hat, offensiv

zu propagieren. Er sendet Zweierpaare aus, die mit ihrem Leben und ihrer Art des Auftretens diese Grundüberzeugung verkörpern

Was ist das Programm, die Strategie der Aussendung?

„In welches Haus ihr auch geht, sagt zuerst: Friede diesem Haus! Und wenn dort ein Sohn des Friedens ist, soll auf ihn euer Friede kommen; wenn aber nicht, soll euer Friede zu euch zurückkehren. Bleibt in diesem Haus, esst und trinkt, was sie euch geben, denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Wechselt nicht von Haus zu Haus!“ (Q 10,5-7)

Ziel der Aussendung ist also nicht der Marktplatz, sondern das Haus. Auch wenn das zunächst ein wenig bescheiden klingt, so ist es doch sehr klug. Immerhin geht es um Outlaws, deren Führer im Verdacht der häretischen Magie steht. Und diese Outlaws haben weniger Chancen, ganze Dörfer für sich zu gewinnen, sondern eher Einzelne zu überzeugen. Es fällt auf, dass die Botschaft nicht lautet: „Freut euch, die Gottesherrschaft ist gekommen“, sondern einfach „Shalom“. Die Grundüberzeugung Jesu wird hier in einfache Alltagssprache übersetzt. Der Begriff „Shalom“ ist wie eine abgegriffene Alltagsmünze und kann gleichzeitig der Innbegriff aller Verheißungen sein. Weil Gott seine Herrschaft auch auf Erden peu à peu durchsetzt, ist alles in Ordnung, kann tatsächlich „Shalom“ gewünscht werden. Allerdings kann der Friede der Gottesherrschaft nur dort Platz greifen, wo er „einen Sohn oder eine Tochter des Friedens“ findet, d.h. auf ein kompatibles Gegenüber trifft. Andernfalls kehrt der Jesuswunsch unverrichteter Dinge wieder zu den Jesusboten zurück. Damit ist die Ablehnung bereits angesprochen, die den Jüngerinnen und Jüngern begegnen wird. Es verblüfft dabei die Perspektive, unter der das passiert: Wer die Gesandten nicht aufnimmt, dem entgeht etwas. Der Friede, der Segen der Gottesherrschaft bleibt nicht bei ihm. Die JesusbotInnen hingegen trifft kein Schaden!

Es fällt auf, dass im ältesten Kern der Aussendungsregel kein eigentlicher Verkündigungsinhalt genannt wird, nichts, was bei der „Mission“ vermittelt werden soll. Nun könnte man sagen, dass selbstverständlich die Lehren Jesu weitergegeben werden sollen, ohne dies ausdrücklich zu betonen. Es ist aber auch möglich, dass hinter dem Fehlen einer Missionsbotschaft eine raffinierte Strategie steckt: Die eigentliche Botschaft besteht im Lebensstil der Leute, die an die Türen klopfen. Ihre Einstellung kann an ihrer Ausrüstung und ihrem Verhalten abgelesen werden.

Es heißt in Q, dass sie „weder Geldbeutel, noch einen Reisesack, noch Sandalen, auch keinen Stock“ tragen sollen (Q 10,4). Eine normale Ausrüstung eines antiken Reisenden besteht aus Schuhen, Mantel, Reisesack und Stock, wobei letzterer eher als Prügel zu denken ist und dazu dient, Räuber oder wilde Tiere abzuwehren. Der Reisesack dient der Aufbewahrung von Geld und Proviant, der Mantel ist nicht nur Schutz gegen Regen, sondern auch Decke in der Nacht. Die spezielle Ausrüstung der jesuanischen Wanderer lässt also ausschließlich den Mantel zu. Das deutet darauf hin, dass sie nicht jeden Tag bzw. jede Nacht Quartier in einem Haus finden konnten. Aber sie haben keinen Reisesack bei sich und erst recht kein Geld. Sie konnten sich also nichts kaufen und waren somit

auch nicht in der Lage, mehrere Tage durchzuhalten, ohne Proviant geschenkt zu bekommen. Dadurch sind sie verpflichtet, Tag für Tag immer wieder an die Türen fremder Häuser zu klopfen. Sie unterscheiden sich von Bettlern, deren Standorte belebte Marktplätze und Straßen sind, und die auf das Sammeln von Geld und Proviant aus waren. Die JesusbotInnen haben gerade das nicht im Sinn. Deutlich wird das durch ihre Ausrüstung.

Wenn nun diese Menschen an die Türen klopfen und ohne Schuhe und ohne Stock da stehen, dann drücken sie damit aus, was sie sagen: „Shalom!“ Es ist ihnen deutlich anzusehen: Eine aggressive Gegenwehr mit dem Stock wäre ihnen genauso unmöglich wie eine schnelle Flucht.

Die allererste Mission der Jesus-AnhängerInnen besteht also in ihrem Lebensstil und den Herausforderungen, die dieser Lebensstil mit sich bringt. Alles, was sie in Worten sagen würden, nämlich volles Vertrauen in Gott und seine Fürsorge zu setzen, ohne Angst auch aggressiven und weniger wohlmeinenden Menschen zu begegnen, das verkörpern sie durch ihre Kleidung und Ausrüstung. Wer diesen Leuten begegnet, kann sie für total verrückt halten, für besessen oder sonst wie nicht normal – oder man kann sich und auch sie fragen, was sie zu einem solch unsicheren und täglich bedrohten Lebensstil geführt hat. Dann hat das Gespräch über das Eigentliche schon begonnen: das Gespräch über Gott und seine Herrschaft.

Die Sorgen der Gesellschaft Jesu

Nicht jeden Tag gab es eine Tür, die sich gastfreundlich öffnete, nicht jeden Tag ein Fest bei einem Zöllner. So authentisch und überzeugend die Ausrüstung und Verhaltensweise der Jesusboten auch gewesen sein mögen, so verletzlich machten sie sich damit. Jedem Angriff sind sie hilflos ausgesetzt. Neue und alte Welt überlappen sich: Von der Vision Jesu beseelt, agieren die Jesusboten mitten unter Menschen, die diese Überzeugung (noch) nicht teilen und sie eher als Störung ihrer althergebrachten und immer noch gut funktionierenden Lebenskreise betrachten.

Und: Auch diejenigen, die sich der begonnenen Herrschaft Gottes unterstellen, aus Freude über die wieder gefundenen Verlorenen mitfeiern, die Dämonen weichen sehen, bleiben der Erde verhaftet. Sie haben Hunger und Durst, müssen schlafen und sind vor dem Tod nicht gefeit. Kein Wunder, dass eine ganze Reihe von Jesusprüchen sich diesen ganz alltäglichen Problemen widmet: der Frage nach Nahrung und Kleidung, den Gefahren unterwegs. Mit den Bedingungen der Wanderradikalen in Verbindung gebracht, werden diese Worte ganz plastisch.

Sorge um Nahrung und Kleidung

Die zentralen Logien der Spruchgruppe „Vom Sorgen“ (Q 12,22-31), vermutlich ihr ältester Kern, fordern dazu auf, von den Raben und Lilien zu lernen:

„Betrachtet die Raben: Weder säen sie noch ernten sie, noch sammeln sie in Scheunen und Gott ernährt sie doch. Seid ihr nicht mehr wert als die Vögel? ... Lernt von den Lilien, wie

sie wachsen, weder mühen sie sich ab, noch spinnen sie. ... Wenn Gott aber das Gras, das heute auf dem Feld steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet, wird er nicht euch um vieles mehr kleiden, ihr Kleingläubigen?“ (Q 12, 24.27f.).

Hier wird die Fürsorge Gottes, die an Raben und Lilien zu beobachten ist, in einem Schluss vom Kleineren aufs Größere auf die Menschen übertragen. Allerdings ist der Vergleich von vornherein anthropologisch zugespitzt: Genau die Tätigkeiten werden verneint, die die Wanderradikalen aufgegeben haben. Dabei stehen die Raben für die Männer, die nicht mehr säen und nicht mehr ernten, die Lilien für die Frauen, die nicht mehr spinnen und weben. Weil hier in einer ganzen Reihe anderer Doppelbildworte die spezifische Wanderradikalenexistenz sowohl für die Männer- als auch die Frauenseite aufgegriffen wird, dürfen wir das als indirekten Beleg dafür nehmen, dass Männer *und* Frauen diese Lebensweise Jesu teilten.

Gefahren unterwegs

Abgewiesen zu werden, umsonst um Nahrung und Übernachtung zu bitten, das waren beileibe nicht die einzigen Sorgen der Wanderradikalen. Auch unterwegs drohten Gefahren. Unter den Sprüchen zur Feindesliebe wähle ich zwei exemplarisch aus:

„Wer dich auf die eine Wange schlägt, dem halte auch die andere hin!

Wer dir das Obergewand wegnehmen will, dem verweigere auch das Untergewand nicht (Q 6,29)!

Der Spruch hat einen Raubüberfall vor Augen. Entweder es handelte sich um ganz gewöhnliche Banditen oder um Zeloten. Galiläa war ein berühmtes Nest für Widerstandskämpfer. Dass sie eigene Landsleute überfallen, könnte so etwas wie der letzte Ausweg gewesen sein, um an nötiges Geld oder Material heranzukommen. Für die Leute aus dem Kreis Jesu ist zusätzlich zu bedenken: Wer mit Zöllnern feiert, gerät selbst in den Geruch des Kollaborateurs. In dieser Linie weiter gelesen, könnte der erste Spruch mit dem Schlag auf die Wange, was als öffentliche Beleidigung ersten Grades galt, auf eine abweisende Begegnung beim Anklopfen bzw. eine aggressive Aktion innerhalb eines Dorfes gegen die Wanderradikalen hindeuten. Man muss sich das konkret vorstellen. Dem, der gerade zugeschlagen hat, wird auch die andere Wange hingehalten; will er wirklich ein zweites Mal zuschlagen, dann müsste er den Handrücken gebrauchen, was in der Alten Welt als besonders entehrend gilt, oder mit der anderen Hand noch einmal ausholen. Ob er dabei nicht ins Stocken gerät? Ob ein Augenblick des Einhaltens nicht auch das gesamte Vorhaben stoppen könnte?

Oder malen wir uns aus: Banditen stoßen auf einen Reisenden, dem sie den Mantel vom Körper reißen, weil sie darunter die Geldbörse vermuten; der aber wehrt sich nicht, sondern zieht auch noch sein Untergewand aus - und steht nackt vor ihnen!

Derartige Reaktionen müssen zumindest verblüffen. Und das ist offensichtlich auch ihre Taktik. Sie spielen das Gewaltspiel nicht mit, sondern machen ihrem Gegenüber im Sinn einer paradoxen Inter-

vention seine eigene Aggression bewusst. Die Reaktion darauf ist nicht vorherzusehen. Im schlimmsten Fall geht es den Jesusleuten tatsächlich an den Kragen. Aber hält man sich vor Augen, dass ein Raubüberfall gewöhnlich so endet, wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter nachzulesen ist, – der Überfallene bleibt halbtot liegen (Lk 10,30) - so scheint es berechtigt, in solchen Notlagen tatsächlich alles auf eine Karte zu setzen. Im besten Fall wird der Aggressor zur Räson gebracht. Diese Sprüche schätzen die Situation offensichtlich pragmatisch ein und begegnen ihr geradezu listig. Sie zeugen von kluger Alltagsweisheit und produktiver Krisenbewältigung.

Das Fest findet trotzdem statt

Nach Jesu Überzeugung hat das *große Fest* der Gottesherrschaft, wie es für das Ende der Zeit versprochen ist, bereits begonnen. Das ist seine Grundüberzeugung. Von diesem Fest kann er doch die Seinen nicht ausschließen. „Können Hochzeitsgäste fasten?“ (vgl. Mk 2,19), fragt er zurück. Kann man den normalen Arbeitstrott weitermachen, den üblichen Geschäften nachgehen, wenn zum großen Fest gerufen wird?

Für Jesus ist sein Feiern in Galiläa, das ihm seitens der ortsansässigen Bevölkerung angekreidet wird, angesichts der sich realisierenden Gottesherrschaft völlig angemessen. Nimmt man für diejenigen Gleichnisse, die das Wachstum der Gottesherrschaft selbst thematisieren, zunächst als Adressaten die Leute im Jesuskreis an, wofür es gute Gründe gibt, dann war deren größtes Problem, dass sie ihrer eigenen Sache nicht trauten: Ist die große Wende wirklich geschehen? Fasst die Gottesherrschaft wirklich Fuß? Jesus muss zu drastischen Vergleichen greifen:

¹⁸ Er sagte: Wem ist das Reich Gottes ähnlich, womit soll ich es vergleichen? ¹⁹ Es ist ähnlich einem Senfkorn, das ein Mann nahm und in seinen Garten warf; es wuchs und wurde zu einem Baum, und die Vögel des Himmels nisteten in seinen Zweigen. ²⁰ Und wiederum sagte er: Womit soll ich das Reich Gottes vergleichen? ²¹ Es ist ähnlich einem Sauerteig, den eine Frau nahm und in drei Seat Mehl verbarg, bis es ganz durchsäuert war (Lk 13,18-21)."

Für das Verständnis dieser Gleichnisse ist die Kenntnis der Realien entscheidend. Das Senfkorn ist das gefürchtetste Unkraut in der Antike. Ähnlich negativ konnotiert ist der Sauerteig. Er ist für den Gärungsprozess beim Brotbacken notwendig, will aber sorgfältig unter Kontrolle gehalten sein. Gewöhnlich wird er in der Abstellkammer in einem kleinen Schälchen isoliert von den anderen Lebensmitteln aufbewahrt. Kommt er nämlich mit anderen Materialien in Berührung, ist der Fäulnisprozess, den er in Gang setzt, nicht mehr zu stoppen. Diese Alltagserfahrungen nutzt Jesus, um die unaufhaltsame und durch nichts zu bremsende Ausbreitung der Gottesherrschaft ins Bild zu setzen. Sie wird im wahrsten Sinne des Wortes alles andere in den Schatten stellen bzw. Unmengen von Material durchsäuern, ist sie nur einmal in den Garten ausgestreut bzw. im Mehltrug verborgen. Das ist der Beitrag, den die Wanderradikalen leisten können, indem sie von Haus zu Haus gehen und

vor allem selbst an ihrer Grundüberzeugung festhalten. Es ist scheinbar wenig, was da geschieht, aber es kommt - um in ein anderes Bildfeld zu wechseln - einer Initialzündung gleich, die sich nicht mehr rückgängig machen lässt. Vielleicht tragen beide Geschichten sogar einen listigen, gesellschaftlich subversiven Unterton: Die Vorstellung, dass ein Senfkorn bewusst in einen Garten geworfen wird und dort so prächtig gedeiht, dass es zu einem Baum heranwächst, der alles andere, was dort wächst, überragt, ist geradezu ein Affront gegen die gemeinorientalische Idee vom Garten als geschütztem Kulturraum, in dem Gemüse und Fruchtbäume wachsen, niemals aber Unkraut. Wenn die Frau den Sauerteig im Mehl „verbirgt“, so ist dieser Vorgang im geordneten Haus offensichtlich gar nicht vorgesehen; keinesfalls für diese Menge Mehl! Können doch von drei Seat Mehl 100-160 Personen versorgt werden. Ein Fest könnte starten. Wiederum paritätisch für die Erfahrungswelt von Mann und Frau durchbuchstabiert, sagt Jesus seinen Leuten: Wie ihr es von Senfkorn und Sauerteig kennt, geht auf, was ihr scheinbar unbemerkt und zunächst ohne Wirkung unter die Leute streut. Etwas zurückhaltender klingt die Geschichte vom Sämann in Mk 4,3-8. Denn hier werden die Misserfolgserlebnisse bereits ins Bildkonzept integriert:

„... Ein Sämann ging aufs Feld, um zu säen. Als er säte, fiel ein Teil der Körner auf den Weg, und die Vögel kamen und fraßen sie. Ein anderer Teil fiel auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war; als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte. Wieder ein anderer Teil fiel in die Dornen, und die Dornen wuchsen und erstickten die Saat, und sie brachte keine Frucht. Ein anderer Teil schließlich fiel auf guten Boden und brachte Frucht; die Saat ging auf und wuchs empor und trug dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach.“ (Mk 4,3-8)

Es handelt sich hier um eine Parabel, um eine ungewöhnliche Geschichte. Was erzählt wird, entspricht nicht der Alltagserfahrung. Ein erfahrener Bauer sät nicht unter die Dornen. Er kennt doch seinen spärlich bemessenen Boden. Außerdem erreicht der in der Geschichte erzählte Erfolg utopische Ausmaße. Dem Erfahrungswert von 4-8-fachem Ertrag können diese Zahlen einfach nicht standhalten. Auf der anderen Seite kommen gerade in dieser Geschichte die negativen Erfahrungen der Wanderprediger zum Zug, werden aber in den beschriebenen optimistischen, geradezu utopisch anmutenden Gesamtrahmen gestellt. Ganz recht: Dreiviertel der Aussaat mag völlig umsonst gewesen sein. Ein kluger Bauer hätte das schon vorher gewusst. Aber es ist der völlig überbordende Ertrag auf lediglich einem Viertel der Fläche, der die Großzügigkeit der Aussaat auf dem ganzen Acker rechtfertigt. Theologisch gesehen wird hier die Großzügigkeit Gottes nachgeahmt und dabei vorausgesetzt, dass die Segnungen des Anfangs auch in naher Zukunft im Land Israel zu erwarten sind. Der Keim dafür ist schon gelegt.

Bedenken wir abschließend das Gleichnis vom großen Festmahl, wie es die Spruchquelle überliefert (Mt 22,1-10 par. Lk 14,15-24). In seiner ursprünglichen Form erzählt es von einem Privatmann, der ein großes Gastmahl bereitet und seinen Sklaven ausschickt, um die zuvor Eingeladenen abzuholen. Aber

einer nach dem anderen sagt mit guten Gründen ab. Daraufhin schickt der Hausherr seinen Sklaven ein zweites Mal aus und befiehlt ihm, alle, auf die er trifft, zum Fest einzuladen. Und siehe da: Das Haus füllt sich. Der erfolgreiche zweite Botengang stellt den vorausgehenden nutzlosen Botengang einfach in den Schatten. Auch wenn die ursprünglich Eingeladenen – die galiläische Landbevölkerung als erwähltes Volk - absagen, ist das noch lange kein Grund dafür, dass das große Fest nicht stattfinden soll. Der Hausherr, Gott selbst, ist zwar zornig, weiß aber um Abhilfe. Zunächst nicht Eingeladene - auch hier wird die Perspektive der galiläischen Landbevölkerung im Blick auf Zöllner, Sünder, Kranke usw. übernommen - füllen den Saal. Das Fest findet statt. Das ist die Erfahrungsebene der Jesusjünger. Anstatt noch länger über die Absagen erbost zu sein, will die Geschichte dazu motivieren, auf das stattfindende Fest zu schauen und sich im Übrigen zu sagen: Wer nicht teilnimmt, verpasst etwas.

Dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag (Erich Kästner)

Zweitausend Jahre sind es fast,
seit du die Welt verlassen hast,
du Opferlamm des Lebens!
Du gabst den Armen ihren Gott.
Du littest durch der Reichen Spott.
Du tatest es vergebens!

Du sahst Gewalt und Polizei.
Du wolltest alle Menschen frei
und Frieden auf der Erde.
Du wusstest, wie das Elend tut
und wolltest alle Menschen gut,
damit es schöner werde!

Du warst ein Revolutionär
und machtest dir das Leben schwer
mit Schiebern und Gelehrten.
Du hast die Freiheit stets beschützt
und doch den Menschen nichts genützt.
Du kamst an die Verkehrten!

Du kämpftest tapfer gegen sie
und gegen Staat und Industrie
und die gesamte Meute.
Bis man an dir, weil nichts verfinstert,
Justizmord, kurzerhand, beging.
Es war genau wie heute.

Die Menschen werden nicht gescheit.
Am wenigsten die Christenheit,
trotz allem Händefalten.
Du hattest sie vergeblich lieb.
Du starbst umsonst.
Und alles blieb beim alten.